

Anal. p. 77.

Sitzungsberichte

der

philosophisch-philologischen

und der

historischen Classe

der

k. b. Akademie der Wissenschaften

zu München.

Jahrgang 1899.

Erster Band.

München

Verlag der k. Akademie

1899.

In Commission des G. Franz'schen Verlags (J. Roth).

70

Es ist ein Akademisches Zeugniß der Universität Würzburg für den Kandidaten der Theologie Ignaz Döllinger aus Bamberg, von Professor Dr. Blümm, z. Z. Dekan der philosophischen Fakultät, am 7. April 1818 ausgestellt. Das Zeugniß führt 9 Fächer an, aus welchen Döllinger damals geprüft wurde, und die Befähigungsnoten, deren es damals 6 gab (Ausgezeichnet, Vorzüglich, Sehr gut, Gut, Hinlänglich, Gering). In der theoretischen Philosophie erhielt der junge Döllinger die Note Vorzüglich, in der praktischen Philosophie wurde er zweimal examinirt und erhielt beidemal Vorzüglich. In der Elementarmathematik bestand er auch zwei Examina und erhielt einmal Vorzüglich und das anderemal Ausgezeichnet, Philologie Ausgezeichnet und Vorzüglich, allgemeine Weltgeschichte Ausgezeichnet, Physik Ausgezeichnet, Mineralogie Ausgezeichnet, Botanik Ausgezeichnet, Zoologie Ausgezeichnet, mithin 4 mal Vorzüglich und 6 mal Ausgezeichnet, nicht ein einzigmal Hinlänglich oder gar Gering. Zum Zeichen, dass wir den Hundertjährigen auch nur mit Vorzüglich und Ausgezeichnet qualifiziren können, bitte ich sämtliche Herren Kollegen sich von den Sitzen zu erheben.

Ich ersuche nun die Herren Klassensekretäre, die Nekrologe vorzutragen.

Darauf gedachte der Sekretär der philosophisch-philologischen Classe W. v. Christ der im abgelaufenen Jahr verstorbenen Mitglieder, der auswärtigen Mitglieder Friedr. Müller, gestorben in Wien den 25. März 1898 und Otto Ribbeck, gestorben in Leipzig den 18. Juli 1898, und des hiesigen Mitgliedes Georg Ebers, gestorben in Tutzing den 7. August 1898.

Friedr. Müller, Professor der vergleichenden Sprachwissenschaft und des Sanskrit an der Universität Wien, gehörte unserer Akademie seit 1877 an. Ein Mann von seltenem linguistischen Talent, der fast alle Sprachen des Erdkreises kannte, machte er sich zuerst in weiten Kreisen durch die gelehrte

Bearbeitung des sprachwissenschaftlichen Forschungsmaterials der Novara-Expedition bekannt (1867); noch grösseres Ansehen erlangte er durch seinen dreibändigen Grundriss der Sprachwissenschaft (1876—88), in welchem Werk er eine seltene Universalität sprachlichen Wissens mit gediegener Gründlichkeit im Einzelnen verband. Seine speciellen Studien wandte er dem Zend und Armenischen zu, wodurch er insbesondere die Aufmerksamkeit unseres ehemaligen Mitgliedes Trumpp auf sich zog.

Otto Ribbeck, zuletzt Professor der classischen Philologie in Leipzig, stand zu uns in näherer Beziehung als auswärtiges Mitglied unserer Akademie (seit 1887) und als Ritter des k. b. Maximiliansordens für Wissenschaft und Kunst. Seine hervorragende Bedeutung war darin begründet, dass er mit dem Scharfsinn des Kritikers und der Gediegenheit des Gelehrten eine seltene Kunst geistreicher Auffassung und fesselnder Darstellung verband. Ein Schüler Ritschl's hat er später diesem seinem Lehrer und Meister ein herrliches Denkmal in der Biographie Ritschl's errichtet. Von den scenischen Dichtern der Römer sammelte er nicht bloss die Fragmente, sondern suchte auch den Aufbau ihrer Tragödien zu rekonstruieren. Die Kritik Vergils hat er in seiner kritischen Ausgabe auf den richtigen Boden ältester Ueberlieferung gestellt. Auch da, wo er wie in den Schriften über Juvenal und die Briefe des Horaz mit seinen kritischen Divinationen über die Stränge schlug und begründeten Widerspruch fand, hat er den Anstoss zur richtigeren Auffassung der betreffenden Dichtungen gegeben. Als Litterarhistoriker steht er, was treffende Charakteristik und dichterische Auffassung anbelangt, geradezu einzig da; insbesondere ist es ihm durch die Geschichte der römischen Dichtung meisterhaft gelungen, die Liebe zu den Werken des Altertums in den weiten Kreisen der Gebildeten von neuem zu beleben.

Georg Ebers gehörte unserer Akademie als ordentliches Mitglied seit 1895 an; seine Wiege stand aber weder in unserer Stadt noch an den reizenden Ufern des Starnberger Sees, wo er in den letzten Lebensjahren die Sommermonate zuzubringen

pfliegte, sondern in dem Westende Berlins. Dort wurde er im März des Jahres 1837 als Sohn eines wohlhabenden Banquiers und Fabrikbesitzers geboren. Er war ein postumus, sein Vater war einen Monat vor seiner Geburt gestorben; so fiel denn die ganze Aufgabe der Erziehung seiner Mutter zu, einer nicht bloss durch anmutsvolle Schönheit, sondern mehr noch durch ungewöhnliche Gaben des Herzens und Geistes ausgezeichneten Frau, der unser Georg Ebers zeitlebens eine geradezu schwärmerische Liebe und Verehrung entgegenbrachte. Von seinen Kinderjahren und seiner Lernzeit hat er uns selbst ein anschauliches Bild entworfen in der Selbstbiographie, Die Geschichte meines Lebens vom Kinde bis zum Manne. Danach erhielt er den höheren Unterricht, da die Mutter die Kinder der politischen Unruhe der Berliner Märztage des Jahres 1848 zu entziehen suchte, in dem nach Fröbel'schen Grundsätzen eingerichteten Institut von Keilhaus und in den Gymnasien von Kottbus und Quedlinburg. Schon hier entwickelte sich seine poetische Ader, so dass er in dem Schlussaktus die Auszeichnung erhielt, seine eigene Dichtung 'Atys und Adrast' vortragen zu dürfen. Nachdem er das Gymnasium absolviert hatte, bezog er 1856 die berühmte Georgia-Augusta in Göttingen, um während des kurzen Aufenthaltes von nur 1 Semester den Rechtswissenschaften obzuliegen, mehr eigentlich um als Mitglied des Corps Saxonia das flotte Studentenleben einer kleineren Universitätsstadt mitzumachen und durch die philosophischen Vorlesungen Lotze's sich anregen zu lassen. Denn das trockene Rechtsstudium zog den phantasievollen Jüngling nicht an; dazu nötigte ihn eine schwere Krankheit dem aufregenden Studentenleben zu entsagen und im Haus der Mutter Pflege und Heilung zu suchen. Noch auf dem Krankenlager reifte sein Entschluss die juristische Laufbahn aufzugeben und der ägyptischen Altertumskunde seine Studien zuzuwenden. Champollion, der grosse Begründer der Aegyptologie, hatte einst diese neue Wissenschaft 'ein schönes Mädchen ohne Mitgift' genannt; Ebers empfand es dankbar gegen das Geschick, dass er bei der Wahl des Berufes seiner Neigung ohne Rücksicht auf äussere Vorteile

folgen durfte. Die Mutter gab ihre Zustimmung zur Wahl, und Jak. Grimm, der alte Freund des Hauses, vermittelte den gelehrten Beistand des berühmten Vertreters der Aegyptologie an der Berliner Universität, Richard Lepsius, der die ausnehmende Freundlichkeit hatte, dem jungen Aegyptologen zur Zeit als er noch Zimmer und Bett hüten musste, wöchentlich einmal ein Privatissimum zu geben. Mit Eifer gab sich jetzt Ebers den Studien der Aegyptologie und Archäologie hin, hörte ausser bei Lepsius auch noch bei Brugsch, Böckh, Gerhard u. a. Aber der eigentliche Steuermann seines Lebensschiffes blieb Lepsius, mit dem er auch nach seiner Universitätszeit die engsten Verbindungen unterhielt, so dass Lepsius die Schüler Ebers, wenn sie später von Leipzig nach Berlin kamen, als seine geistigen Enkel anzusehen liebte. Ihm hat er auch nach dessen Tod ein herrliches Denkmal gesetzt in dem anziehenden Buche Richard Lepsius, ein Lebensbild (1885), das nicht bloss die gelehrten Arbeiten des bahnbrechenden Forschers sorgfältig behandelt, sondern auch in die internen Seiten seines Familienlebens einen lichtumflossenen Einblick gestattet.

Die Lehrjahre unseres Ebers, die sich in Folge mancher Unterbrechungen durch Badekuren und Reisen etwas länger ausgedehnt hatten, gingen zu Ende, und wiewohl ihn schon damals die Sirene poetischen Schaffens auf die blumigen Auen freien Schriftstellertums zu locken suchte, blieb er doch seinem alten Vorsatz, die ernstere akademische Laufbahn einzuschlagen, getreu und habilitierte sich 1865 mit der chronologischen Schrift 'Disquisitiones de dynastia vicesima sexta regum Aegyptiorum' als Privatdocent der Aegyptologie in Jena. Er hatte glücklichen Erfolg mit seinem Docententum trotz der Ungunst seines Faches. Sprachforscher und Orientalisten, die eben zu keinem praktischen Lebensberuf vorbereiten, müssen bei aller Tüchtigkeit auf schwachbesetzte Hörsäle gefasst sein; aber Ebers wusste nicht bloss die kleine Elitenschaar von Freunden des reinen Wissens an sich zu fesseln, er verstand es auch eine grosse Zahl von Angehörigen einer Fachfakultät, der theologischen, an sich zu ziehen. Es sind ja die Theologen — das

muss man zu ihrer Ehre sagen — da wo ihnen nicht durch eine engherzige Studienordnung und durch Häufung von Zwangsvorlesungen die freie Bewegung unterbunden wird, mehr als andere Studenten zu idealen Zielen und breiteren Studienrichtungen zu gewinnen; an sie wandte sich Ebers, nicht indem er auf ihre dogmatischen Spinnewebe einging, sondern indem er sie mit der Leuchte seiner ägyptischen Specialwissenschaft die ältere Geschichte Israels und die biblischen Urkunden des alten Testaments richtiger zu verstehen lehrte. So glückte es ihm schon in Jena als Privatdocent zu einzelnen Vorlesungen mehr als hundert Zuhörer um seinen Katheder zu versammeln und durch das ausgezeichnete Buch, *Aegypten und die Bücher Mose's*, einem sachlichen Commentar zu den ägyptischen Stellen in Genesis und Exodus (1868), auch weitere Leserkreise für die Aegyptologie als Hilfsmittel der Theologie zu gewinnen. Zum Rufe eines anziehenden Docenten kam der Ruhm des lichtvollen Schriftstellers und des gelehrten Forschers, so dass er schon 1868 in Jena zum ausserordentlichen Professor vorrückte, und bald danach, nachdem er noch 1869/70 die erste grosse Reise nach dem Nilthale ausgeführt hatte, einen ehrenvollen Ruf als Professor der ägyptischen Altertumskunde nach Leipzig erhielt. In dieser Stellung blieb er bis zum Jahre 1889, wo ihn den sonst so kräftigen und schön gewachsenen Mann ein hartnäckiges Rückenmarkleiden zwang, dem Lehrstuhl zu entsagen und sich in die Musse des Privatlebens zurückzuziehen. In die Leipziger Zeit fallen seine grossen wissenschaftlichen Werke, aber die hinderten ihn nicht der Heranbildung und Förderung junger Aegyptologen zu leben, und auch noch in seiner Ruhezeit war es ihm eine wahre Herzensfreude, wissenschaftliche Bestrebungen von Freunden und Freundinnen der Aegyptologie mit seinem Rat unterstützen zu können. Ein ehrendes Zeugniß dieses seines Lehrerfolges bieten die *Aegyptiaca*, die ihm an seinem 60. Geburtstag (1. März 1897) von seinen Schülern dargebracht wurden; dieselben zeugen zugleich von der Vielseitigkeit der Anregungen, die von ihm ausgegangen waren. Da finden sich Beiträge von deutschen Aegyptologen

neben solchen aus Italien und Amerika, und da wetteifern neben speciellen Aegyptologen auch Historiker und Orientalisten, wie Ed. Meyer, Ulr. Wilcken, Fr. Hommel, dem liebenswürdigen Altmeister den Tribut des Dankes und der Verehrung darzubringen.

Die wissenschaftlichen Schriften Ebers hatten einen Zug ins Grosse. Zwar wusste auch er die mühevoll Detailarbeit zu schätzen, und noch mehr haben die Fachgenossen auf seine kleineren Abhandlungen Wert gelegt, wie auf die gelehrte Beschreibung des Holzsarges des Hat-Bastru in der Leipziger Universitätsammlung, die archäologischen Schriften 'Sinnbildliches', worin er das Symbol der koptischen und altchristlichen Kunst aus den ägyptischen Hieroglyphen erläuterte, 'Antike Porträte', worin er die Kunst- und Altertumsfreunde mit den interessanten Funden seines ehemaligen Schulkameraden Graf bekannt machte, und die zahlreichen Aufsätze und Recensionen, die er in den Fachzeitschriften veröffentlichte. Aber in weiteren Kreisen ist doch Ebers mehr durch seine drei monumentale Werke bekannt geworden. Das erste Prachtwerk trägt den Titel 'Aegypten in Bild und Wort, dargestellt von unseren ersten Künstlern und beschrieben von G. Ebers'. Es erhält seine Ergänzung in dem auch Leuten von bescheideneren Mitteln zugänglichen zweibändigen Buche 'Cicerone durch das alte und neue Aegypten'. Das zweite Prachtwerk rührt nur zum kleineren Teil von Ebers her, wie schon die Aufschrift zeigt 'Palästina in Bild und Wort, nebst der Sinaihalbinsel und dem Lande Gosen, nach dem Englischen herausgegeben von Ebers und Guthe'. Unserem Ebers war hier besonders die Beschreibung der Halbinsel Sinai und des Landes Gosen zugefallen. Dorthin hatte er nämlich schon früher, um den Exodus der Juden besser verstehen zu lernen, eine Pilgerfahrt unternommen und darüber eine überaus anziehende Schilderung in dem Buche, durch Gosen zum Sinai (1872), gegeben. In den zwei genannten Prachtwerken treten die Hauptvorzüge des Ebers'schen Schrifttums hervor, anschauliche Schilderung, lebensvolle Darstellung, Durchwebung thatsächlicher Zustände mit seelischen

Empfindungen, aber sie tragen doch mehr einen populären Charakter. Dagegen steht ganz auf dem Boden strenger Wissenschaftlichkeit sein drittes monumentales Werk, Papyrus Ebers, das hermetische Buch über die Arzneimittel der alten Aegypter, in hieratischer Schrift, herausgegeben mit Inhaltsangabe und Einleitung, in 2 Folianten, Leipzig 1875. Dieser Papyrus, der von seinem Finder den Namen trägt und jetzt einen der kostbarsten Schätze der Leipziger Universitätsbibliothek bildet, wurde von Ebers 1873 von einem Aegypter nahe bei Luqsor, dem alten Theben, erworben. Er ist einer der grössten und besterhaltenen Papyri von nicht weniger als 110 Columnen, in schönster hieratischer Schrift; er stammt, wie Ebers aus dem auf der Kehrseite stehenden Kalender herausgerechnet hat, aus den Jahren 1553—1550 v. Chr. Für die Geschichte der Medicin und die Stellung der ägyptischen Weisheit in der Mitte des 2. Jahrtausend v. Chr. ist dasselbe geradezu von unermesslichem Wert. Ebers hat sich durch die sorgfältige Herausgabe des Papyrus, die Entzifferung seines Inhaltes im allgemeinen, und die gelehrte Bearbeitung einzelner Teile, wie über die Masse und Augenkrankheiten (Abhandl. der phil.-hist. Cl. d. sächs. Ges. d. W. XI a. 1889), über die Körperteile (Abh. d. bayer. Ak. d. W. hist.-phil. Abt. 1898) unsterbliche Verdienste um die Aegyptologie und die Geschichte der Medicin erworben.

Unsere Akademie ist durch ihren hohen Stifter, ebenso wie alle Akademien Deutschlands, nur für die Förderung der Wissenschaften bestimmt; sie soll nicht wie die französische Akademie auch einen Sammelpunkt der Litteratur und schönen Künste bilden. Aber wenn die wissenschaftliche Forschung und die poetische Gestaltungsgabe so in einer Person sich vereint finden wie in unserem Ebers, dann lässt sich bei dem Nachruf, den die Akademie pietätvoll ihren Mitgliedern weiht, die poetische Seite trotz allen Satzungen von der wissenschaftlichen nicht trennen. In Ebers lebten eben zwei Naturen, und der Reiz poetischer Schöpfung hat öfters in seinem Leben das Uebergewicht über die Nüchternheit gelehrter Forschung davon-

getragen. Noch ehe er mit seiner Habilitationsschrift hervortrat, hatte er in Stunden stiller Musse den Roman, Eine ägyptische Königstochter, geschrieben und mit demselben selbst bei dem gestrengen Lepsius, der anfangs von diesem *ἀλλότριον* nichts wissen wollte, Gnade gefunden. Während der ganzen Lehrzeit in Jena und Leipzig gingen sodann den wissenschaftlichen Werken anmutsvolle Schöpfungen der poetischen Phantasie, wie Uarda, Homo sum, Die Schwestern, Der Kaiser, Die Nilbraut nebenher. Und als er seinem Lehrberuf hatte entsagen müssen und bei uns in München und Tutzing ganz der Musse leben konnte, da schweifte, je fester seinen Körper der Dämon der Krankheit an den Lehnstuhl fesselte, desto freier sein Geist in die vergangenen Jahrhunderte und das weite Reich der Phantasie. In seiner Königstochter hatte er sich, indem er Burckhardt's Konstantin d. Gr. sich zum Vorbild nahm, noch wesentlich an den Gegenstand, der ihn damals wissenschaftlich beschäftigte, gehalten; auch später noch pflegte er für jeden seiner Romane ausgedehnte Studien und Sammlungen zu machen; aber die Kühnheit seiner Phantasie überflog bald die engen Schranken: auch in Nürnberg, Holland und Berlin liess er seine Romane spielen, und der freigestaltende Dichter überwog immer mehr den in bestimmte Grenzen gebannten Sprachforscher und Historiker: er wollte nicht mehr bloss aus dem Trümmerfeld beschriebener Steine und Papyrusfetzen die Herrlichkeit des Lebens vergangener Zeiten wiedererstehen lassen, er suchte auch aus der Tiefe eigener Empfindung und mit dem Fluge freier Phantasie neue Gestalten und Bilder zu schaffen. Er war eben kein trockener Gelehrter und kein kühler Verstandesmensch; er hatte ein warmfühlendes Herz, hatte sich in die verschiedensten Lebenskreise, vornehme wie niedrige, einen tiefen Einblick verschafft; er liess sich nicht an die Scholle binden, sondern schaute sich überall in den Landen Europas und Afrikas um; er führte kein einsames Junggesellenleben, sondern teilte mit der ganzen Innigkeit eines liebendbesorgten Gatten, Vaters, Grossvaters die mannigfachen Geschehnisse eines weiten Familienkreises. Das alles befruchtete seinen Geist und

gab seiner Phantasie eine nie versiegende Gestaltungskraft. Seine Romane verloren damit an historischer Treue, so dass sie mehr nur an fremden Orten und in vergangenen Zeiten zu spielen als aus ihnen erwachsen zu sein schienen, aber das that der Beliebtheit seiner Musse wenig Eintrag. Ebers errang mit seinen poetischen Schöpfungen einen Erfolg wie nicht leicht ein zweiter Schriftsteller: manche seiner Romane erlebten 15 und mehr Auflagen, fast alle wurden in fremde Sprachen, einige sogar ins Arabische und Türkische übersetzt; Künstler ersten Ranges führten in der Ebers-Gallerie die beliebtesten Gestalten seiner Romane dem Auge der Verehrer und Verehrerinnen vor.

Aber die Erfolge seiner Romane minderten nicht seine Liebe für die Wissenschaft der Aegyptologie; er erblickte vielmehr einen Haupterfolg seiner Erzählungen aus dem Pyramidenland in dem erhöhten Interesse, das sich allerwärts für die Entwicklung des Nilreiches und für die Hebung der in seinem Boden verborgenen Schätze kundgab. An den Arbeiten unserer Akademie nahm er stets lebhaften Anteil, erfreute uns öfter mit Vorträgen und Mitteilungen aus seinem Arbeitsgebiete, und widmete sich namentlich in letzter Zeit erfolgreich der Förderung des grossen Unternehmens deutscher Aegyptologen, der Ausarbeitung eines ägyptischen Wörterbuches. Leider sollte seine Beteiligung an den Arbeiten unserer Akademie nur von kurzer Dauer sein. Schon im Anfang konnte er nur auf dem Rollstuhl zur Sitzung gebracht werden; dann durchkreuzten immer häufiger Herzbeklemmungen seinen Vorsatz zur Sitzung zu kommen; im Sommer vorigen Jahres traten die Herzkrämpfe heftiger und andauernder auf, und am 7. August ward er durch den Todesengel von seinen Leiden erlöst. So hat allzufrüh die Akademie ihren einzigen Vertreter der Aegyptologie verloren, aber fortleben wird unter uns die dankbare Erinnerung nicht bloss an den grossen Gelehrten und Schriftsteller, sondern zugleich an den edlen Menschenfreund und liebenswürdigen Kollegen.

Der Klassensekretär der historischen Klasse, Herr J. Friedrich:

Die historische Klasse beklagt den schmerzlichen Verlust **Felix Stieve's**, ihres, den physischen Jahren nach jüngsten ordentlichen Mitgliedes (gestorben am 10. Juni 1898).

Stieve, ein Sohn der rothen Erde, wurde am 9. März 1845 zu Münster geboren, wo sein Vater, ein gewiegter und einsichtiger Schulmann, Direktor des Gymnasiums war, von wo er aber schon wenige Jahre später als Schulrath an die Regierung in Breslau berufen wurde. Doch ward durch diesen Wechsel des Wohnsitzes der Sohn der westfälischen Stammesart mit ihrer Festigkeit des Willens und Unerschrockenheit des Gemüthes um so weniger entfremdet, als sie auch in der Ferne im elterlichen Hause gepflegt wurde, und der Vater der ausgeprägte Typus des münsterländischen Westfalen war. Sein Einfluss auf den Sohn ist überhaupt unverkennbar. Der innere Gegensatz zwischen den streng katholischen Münsterländern und den „Preussen“ war noch nicht ausgeglichen, und wenn sie sich auch nach dem missglückten Versuche des Frankfurter Parlaments nach einer Einigung Deutschlands sehnten, so wollten sie dieselbe doch nur im grossdeutschen Sinne vollzogen wissen. Die Freundschaft und der Verkehr des Vaters mit geistig hochstehenden Professoren der Breslauer Universität, wie mit den Theologen Movers, Baltzer, Reinkens, dem Philosophen Elvenich, den Historikern Cornelius und Junkmann, floss Stieve frühzeitig Achtung vor der Wissenschaft und ihren Vertretern ein. Besonders hoch möchte ich aber das leuchtende Beispiel strengster Pflichttreue und den Grundsatz des Vaters anschlagen, dass „Jedem, welcher in einem Gewerbe, „in der Kunst oder Wissenschaft etwas Tüchtiges leisten will, „nicht eindringlich genug empfohlen werden kann: Zu sammeln „still und unerschlaft, Im kleinsten Punkt die grösste Kraft.“ Dieses vom Vater in einem Programme empfohlene Prinzip der Concentrirung wurde auch Stieve's Richtschnur für seine wissenschaftliche Thätigkeit.

Von Breslau, wo Junkmann und Röppell seine Lehrer waren, zog Stieve zu seinem Landsmann Julius Ficker, der in Innsbruck eine für das Aufblühen geschichtlicher Forschung in Oesterreich so bedeutsam gewordene Schule eröffnet hatte, blieb aber, da seine Neigung ihn mehr zur neueren Geschichte hinzog, nur ein Semester dort, um dann in Berlin Ranke und Droysen zu hören. Erst als er 1865 nach München kam und sich Cornelius enger anschloss, erhielt er die seiner Neigung entsprechende Richtung. Er kehrte daher, nachdem er in Breslau auf Grund einer Abhandlung „Ueber Franz Lambert von Avignon“, den ersten Organisator der protestantischen Kirche in Hessen, promovirt hatte, 1867 nach München zurück, um hier seine geschichtlichen Arbeiten fortzusetzen.

Die Absicht, eine Geschichte des oberösterreichischen Bauernaufstandes des Jahres 1626 zu schreiben, führte ihn nach Oberösterreich, um acht Wochen lang in allen Städten, Märkten, Klöstern, Schlössern und Pfarrdörfern nach Akten und Chroniken, Taufbüchern und Sterberegistern zu fragen. „Es war eine nicht gerade erquickliche Wanderung“, denn „alle Strassen wimmelten infolge des Krieges, der im Jahr vorher geführt worden, von Landstreichern und Bettlern“, und Stieve selbst betrachtete es als ein besonderes Glück, dass er ungefährdet, auch auf einsamen Nebenwegen, an den mindestens paarweise ziehenden Strolchen vorüberkam. Das Haupthinderniss für seine Forschung bildete aber die, nach dem für Oesterreich unglücklichen Kriege leicht zu begreifende Abneigung gegen jeden „Preussen“, welche nur dadurch bisweilen gemildert wurde, dass Stieve aus Westfalen stammte, Katholik war, in München seine Studien trieb und noch grossdeutscher Gesinnung huldigte. Doch machten davon eine rühmliche Ausnahme die Prälaten der oberösterreichischen Stifter, welche ihm bereitwillig entgegenkamen und seine Forschungen in jeder Weise förderten.

Die Ausbeute entsprach der Mühe nicht. Er legte daher den Plan beiseite, trat als Hilfsarbeiter in die Historische Kommission ein und widmete sich, zunächst unter der Leitung

seines Lehrers Cornelius, der Bearbeitung der „Briefe und Akten zur Geschichte des dreissigjährigen Krieges in den Zeiten des vorwaltenden Einflusses der Wittelsbacher“ von 1591—1609. Damit war ihm ein Arbeitsfeld angewiesen, dem er bis an sein Ende treu blieb. Denn alle seine Schriften sind auf ihm erwachsen, stehen in näherem oder entferntem Zusammenhange mit seinem Hauptthema und beleuchten es in der einen oder anderen Richtung ausführlicher, als es in seinem grossen zusammenfassenden Werke geschehen konnte.

Natürlich lag das Material dafür nicht schon bereit, sondern musste in Archiven und Bibliotheken erst aufgesucht und gesammelt werden — eine mühselige Arbeit, welche aber dadurch wieder reichlich gelohnt wurde, dass der junge Historiker ganz Deutschland, Oesterreich, Belgien und Frankreich sehen, Land und Leute kennen lernen konnte. Und wenn es dabei nicht an Verdriesslichkeiten und noch schlimmeren Zwischenfällen fehlte, so wurden auch sie werthvolle Erlebnisse und Erinnerungen, wie sein unverschuldeter zweitägiger Polizeiarrest in Paris und auf Fort Bicêtre im Juni 1869, in dessen Schilderung in der Allgemeinen Zeitung er sogar einen schätzbaren Beitrag zur Charakteristik des bereits niedergehenden Napoleonischen Regiments, aber auch den Beweis lieferte, wie wenig Achtung Deutschland vor dem Jahre 1870 im Auslande genoss.

Die erste Frucht seiner Forschungen war die Schrift: „Die Reichsstadt Kaufbeuren und die bayerische Restaurationspolitik“ (1870), welche bereits grosse Erwartungen erregte. Und dass sie berechtigt waren, bewies schon sein zweites, 1875 erschienenes Buch: „Der Ursprung des dreissigjährigen Krieges 1607—1619“, in welchem „Der Kampf um Donauwörth im Zusammenhange der Reichsgeschichte“ dargestellt wird. Dieses Ereigniss, welches den dreissigjährigen Krieg herbeigeführt hat, war oft behandelt; aber erst das Quellenmaterial, über welches Stieve verfügte, vermittelte eine eingehende und hinreichend vollständige Kunde von den Verhandlungen, welche die zahlreichen politischen Faktoren jener Tage über die streitigen

oder gemeinsamen Anliegen und Fragen geführt haben. Auch traten Personen und Dinge, welche früher im Dunkel oder in mangelhafter und einseitiger Beleuchtung standen, in ein Licht, welches der historischen Betrachtung Klarheit und Sicherheit verbürgte.

Nach der kleinen, aber in hohem Grade interessanten und inhaltreichen Schrift: „Das kirchliche Polizeiregiment unter Maximilian I. 1595—1651“ (1876) begann endlich Stieve's Hauptwerk an den Tag zu treten: „Briefe und Akten zur Geschichte des dreissigjährigen Krieges in den Zeiten des vorwaltenden Einflusses der Wittelsbacher“ — keine blossе Quellensammlung, wie der Haupttitel vermuthen lassen könnte, sondern eine eingehende, auf Quellen beruhende Darstellung der „Politik Bayerns 1591—1607“, wovon 1878 die erste, 1883 die zweite Hälfte erschien. Erst der nächste, 1895 veröffentlichte Band bringt gemäss einem Beschlusse der Historischen Kommission nur Quellen; die weiteren Bände harren nunmehr der Veröffentlichung durch seine Mitarbeiter.

Giesebrecht hat einst „Die Politik Bayerns“ ein für diese Periode der bayerischen Geschichte epochemachendes Werk genannt, und man muss gestehen: Das tiefe Dunkel, welches über jenem Abschnitt der bayerischen und man darf sagen, deutschen Geschichte lag, ist hier aufgehellt, die gesammte bayerische Politik in den ersten Jahren Maximilians I. und in den letzten Jahren Wilhelms V. klargelegt, so dass spätere Forschungen kaum viel an der Stieve'schen Darstellung ändern werden.

Daneben hat Stieve eine Reihe grössere und kleinere Abhandlungen, namentlich für unsere akademischen Schriften, geschrieben, welche insgesamt zur Erweiterung unserer geschichtlichen Kenntniss jener Zeit beigetragen haben. Ich nenne nur: „Zur Geschichte der Herzogin Jakobe von Jülich“ (1877), der unglücklichen, am Hofe des Herzogs Albrecht V. von Bayern erzogenen Tochter des Markgrafen Philibert von Baden, — „Der Kalenderstreit des 16. Jahrhunderts in Deutschland“ (1880), „Zur Geschichte des Finanzwesens und der Staatswirthschaft unter den Herzogen Wilhelm V. und Maximilian I.“

(1881), „Ueber die ältesten halbjährigen Zeitungen oder Messrelationen und insbesondere über deren Begründer Frhr. Michael von Aitzing“ (1881). Nachdrücklich möchte ich aber aus ihnen noch hervorheben die in 7 Abtheilungen in den Abhandlungen unserer Klasse erschienenen „Wittelsbacher Briefe aus den Jahren 1590—1610“ — eine umfangreiche Sammlung eigenhändiger Briefe von Mitgliedern und Verwandten des Hauses Wittelsbach, welche für die Geschichte einen hohen Werth beanspruchen. Denn während die dürftigen geschichtlichen Darstellungen und diplomatischen Berichte jener Tage nur selten einzelne Züge, nie eine erschöpfende Charakteristik der Persönlichkeiten mittheilen, treten uns aus diesen Briefen die Bilder der korrespondirenden fürstlichen Personen lebenswahr entgegen, erhalten wir durch sie Einblick in ihr Familienleben und ihren vertraulichen Verkehr mit einander, und wird dadurch sowie durch hier und da einflussende Mittheilungen unsere Kenntniss des Kulturlebens ihrer Zeit gefördert.

Diese intime Bekanntschaft mit den handelnden Personen jener Zeit befähigte denn auch Stieve, zu der von der Historischen Kommission herausgegebenen „Allgemeinen Deutschen Biographie“ zahlreiche Artikel, wie Kaiser Rudolf II., Ferdinand II. und III., Kurfürst Maximilian I. von Bayern, beizutragen, welche wegen ihrer Gründlichkeit und grossen Kunst in der Charakterisirung der Persönlichkeiten allgemein anerkannt sind.

Mitten in diesen Arbeiten hatte Stieve aber nie seinen früheren Plan, eine Geschichte des oberösterreichischen Bauernaufstandes im Jahre 1626 zu schreiben, aus den Augen verloren. Da seine eigenen Forschungen ihm neues Material zugeführt hatten, auch manche Quellen, welche 1867 noch da und dort verborgen lagen, inzwischen aufgefunden worden waren, so gelang es ihm nach nochmaliger Besichtigung der Schlachtfelder, zum ersten Male eine zuverlässige, für jetzt erschöpfende Geschichte dieser Ereignisse zu schreiben (1891), in welcher er vielleicht nur darin zu weit ging, dass er „einzig und allein die Gegenreformation“ den Aufstand verursachen lässt.

Es wird von den Schriften Stieve's mit Recht gerühmt, dass sie sich durch umfassende Gelehrsamkeit und ungewöhnlichen Fleiss, scharfe Auffassung und präzise Darstellung auszeichnen. Und wenn andere noch seine Objektivität betonen, so muss auch sie ihm zugestanden werden, — soweit als Stieve selbst sie als möglich zugab. Denn „die Geschichte“, sagte er kurz vor seinem Tode, „ist ein eigenthümliches Wesen, unterwärts Wissenschaft, oberhalb Kunst. Wir können eine streng wissenschaftliche Grundlage für die Geschichte gewinnen, aber wenn wir über die Feststellung der Thatsachen hinausgehen, dann werden wir immer das Gebiet der Kunst oder der Subjektivität betreten müssen. In jedem Jahrhundert werden die Thatsachen eine andere Auffassung erhalten und jeder Geschichtsforscher wird auch beim strengsten Streben nach Wahrheit der Gefahr unterworfen sein, dass er seine persönliche Anschauung, seine persönlichen Empfindungen bei der Verkettung und Beurtheilung der Thatsachen zur Geltung bringt. Eine wirklich ganz objektive, eine im strengsten Sinne wissenschaftliche Geschichtschreibung wird, glaube ich, niemals möglich sein“ (Bericht über die V. Versammlung deutscher Historiker 1898, S. 7).

Es ist nicht meine Aufgabe, hier auch von Stieve als Lehrer zu sprechen, doch die Bemerkung ist mir vielleicht gestattet, dass er als solcher ausgezeichnet war. Sein grosses Lehrtalent, seine ungewöhnliche rednerische Begabung, sein Witz und Humor liessen ihn schon als Privatdozenten an unserer Universität (seit 1875), noch mehr an der Technischen Hochschule, der er seit 1885 als Professor angehörte, die grössten Erfolge erzielen.

Seit einigen Jahren fing Stieve zu kränkeln an, ohne dass Jemand an eine ernstere Gefahr für sein Leben glaubte. Noch auf dem Historikertage zu Nürnberg in der Osterwoche 1898, den er als Vorsitzender scheinbar mit der alten Frische leitete, traten alle Gaben seines Geistes in reichster Fülle hervor; aber schon von da kehrte er krank zurück, und nur wenige Wochen später raffte ihn eine neu hinzutretende tückische Krankheit

unerwartet rasch hinweg — allzu früh für die Wissenschaft, die er zunächst durch eine Biographie Wallensteins und eine Allgemeine Kulturgeschichte zu bereichern gedachte, und für die Lehranstalt, an der er so glänzend gewirkt hat.

Die historische Klasse verlor ferner im letzten Jahre drei korrespondirende Mitglieder.

Am 9. Juni 1898 starb **Pierre Vaucher**, Professor der Geschichte an der Universität Genf, seit 1896 korrespondirendes Mitglied unserer Akademie. In Berlin unter Ranke und Vatke als Historiker gebildet, übertrug er die dort sich angeeignete streng wissenschaftliche Methode in sein Vaterland und auf die von ihm gegründete historische Schule. Das Ergebniss seiner, hauptsächlich dem Ursprung der Eidgenossenschaft zugewandten Forschung legte er in seinen Hauptwerken nieder: „Esquisses d'histoire suisse“ (1882), „Les traditions nationales de la Suisse“ (1884) und „Mélanges d'histoire nationale“ (1888). Die Sagen der poetischen Ueberlieferung von der Begründung der Eidgenossenschaft konnten vor seiner Kritik nicht bestehen. Nicht der Schwur auf dem Rütli begründete nach ihm die Eidgenossenschaft, sondern das „ewige Bündniss“, welches Uri, Schwyz und Nidwalden am 1. August 1291 schlossen, und in welchem sie sich schwuren, „im Fall der Noth einander mit Rath und That zu helfen und keinen fremden Richter anzunehmen“.

Am 23. November 1898 folgte ihm der Generalsekretär der kaiserlichen Akademie in Wien **Alfons Huber**, seit 1863 an der Universität Innsbruck und seit 1887 an der zu Wien Professor der Geschichte. Ein Schüler Julius Fickers in Innsbruck, wandte der scharfsinnige Forscher die von seinem Lehrer erlernte exakte Methode der Forschung bereits auf seine Erstlingsarbeiten: „Ueber die Entstehungszeit der österreichischen Freiheitsbriefe“ (1860) und: „Die Waldstädte Schwyz, Uri und Unterwalden bis zur festen Begründung ihrer Eidgenossenschaft, mit einem Anhang über die geschichtliche Bedeutung des Wilhelm Tell“ (1861), mit grossem Erfolge an. Bei Gelegenheit des Festes der 500jährigen Vereinigung Tyrols mit

Oesterreich schrieb er: „Geschichte der Vereinigung Tyrols mit Oesterreich“ (1864), und im Zusammenhange damit: „Geschichte des Herzogs Rudolf IV. von Oesterreich“ (1865). Dann übernahm er nach Böhmers Tode die Herausgabe der „Fontes rerum Germanicarum aus Böhmers Nachlass“ (1868) und die Bearbeitung der „Regesten des Kaiserreiches unter K. Karl IV. 1346—1378“ (1877). Das Hauptwerk des unermüdlichen Forschers ist aber seine „Oesterreichische Geschichte“, zu deren Abfassung er noch in späten Jahren die magyarische Sprache erlernte. Die davon erschienenen fünf Bände (1885—1896) reichen allerdings nur bis 1648, aber sie wird ein äusserst verdienstvolles Werk bleiben, das so bald nicht überholt werden wird. Huber und Arneth, dessen Tod wir im vorigen Jahre zu beklagen hatten, galten als die hervorragendsten Forscher auf dem Gebiete der österreichischen Geschichte. In unsere Akademie trat Huber 1878 ein, und seit 1896 gehörte er auch der Historischen Kommission bei derselben als Mitglied an.

Endlich am 29. Januar 1899 verschied **Robert Fruin**, Professor der Geschichte an der Universität Leyden und seit 1868 Mitglied unserer Akademie. Er hat sich namentlich durch sein Werk „Tien jaren uit den tachtigjarigen oorlog“ den ersten Platz unter den jetztlebenden holländischen Geschichtschreibern erworben. Es behandelt die Jahre 1588—1598, also die Zeit der Consolidation der niederländischen Republik und steht durch umsichtige Benützung der alten und neuen Quellen und durch vielseitige Forschung mit der modernen deutschen Historik auf gleicher Linie, während es in der Anschauung des Ereignisses über den gewohnten Standpunkt heimischer Partebefangenheit sich erhebt und in lichtvoller Anordnung, Prägnanz der Darstellung und politischem Verständniss sich den glänzenden Vorbildern der westlichen Nationen würdig anreihet. Man kann den Verfasser als den holländischen Mignet (Döllinger, Akad. Vorträge II, 310—324) bezeichnen.
